

England

diaphanes
broschur

Angelika Meier

England

Roman

diaphanes

1. Auflage 2015

ISBN 978-3-03734-573-3

© diaphanes, Zürich-Berlin 2010/2015

Alle Rechte vorbehalten

Satz und Layout: 2edit, Zürich

Druck: Steinmeier, Deiningen

www.diaphanes.net

Ich bin in England. – Alles um mich herum sagt es mir,
sowie ich meine Gedanken schweifen lasse und wohin immer,
so bestätigen sie mir's. – Könnte ich aber nicht irre werden,
wenn Dinge geschähen, die ich mir jetzt nicht träumen lasse?

Ludwig Wittgenstein, *Über Gewissheit*

I know perfectly well I'm not where I should be,
I've been very aware you've been patient with me.

Brian Wilson, *You still believe in me*

Auch dieses Meer hat bisher nicht geholfen. Schon eine Woche sitze ich hier, und mit mir hat sich noch nichts getan, nur meine Kleider fangen langsam an zu stinken. Nachts liege ich unter dem offenen Fenster auf dem Liegestuhl, den die hilfsbereite Familie aus Göttingen mir in ihrem Appartement angeboten hat, bis mein erfundener Ehemann mich abholen würde, und lausche auf das leise Schnarchen des kleinen Mädchens und auf das Rauschen des Meeres und meiner Verrücktheit. Spätestens übermorgen, also am Montag, werde ich ihnen sagen müssen, dass es keinen Mann gibt, und dann werden sie mich rauswerfen. Die Göttingerin wird mir trotzdem alles Gute wünschen, und ihr Mann wird den Kopf schütteln, sprachlos vor Ärger, dass ich sie angelogen habe. Aber in zwei Tagen kann man viel machen, vielleicht werde ich es sogar schaffen, meine Kleider zu waschen. Ich könnte morgen früh, wenn die Familie zum Strand geht, vor dem Haus in einem Handtuch in der Sonne sitzen bleiben und warten, bis die Kleider trocken sind. Meine hellblaue Unterhose weht wie eine Fahne an dem weißen Haus. Wahrscheinlicher ist, dass ich das nicht schaffen werde.

Ich wollte immer nach Griechenland, und jetzt bin ich wirklich da, wenn auch nicht so, wie ich mir das immer vorgestellt hatte. Ich hatte mir zum Beispiel nicht vorgestellt, allein dort zu sein. Erst als ich hier ankam, um mich vor den Leuten in Cambridge in Sicherheit zu bringen, merkte ich, dass in meinen Vorstellungen von Griechenland das Alleinsein nicht vorgesehen war, auch wenn ich nicht sagen könnte, dass ich mir einen bestimmten anderen Menschen, zum Beispiel Paul, dazugedacht hätte. Außerdem habe ich nicht gewusst, dass ich nicht schwimmen kann. Mein

Körper hat das Schwimmen anscheinend verlernt, denn als Kind konnte ich es, das weiß ich genau. Vielleicht könnte ich es ja wieder lernen, da ich hier anscheinend ohnehin länger bleiben muss. Sie werden mir wohl kaum hierher folgen. Das ginge ein bisschen weit, schließlich habe ich niemandem geschadet, niemandem persönlich, höchstens der Institution, was dann natürlich doch wieder schwerer wiegt. Aber so schlimm, dass sie mir hierher folgen würden, ist es wohl nicht. Also könnte ich in Ruhe wieder schwimmen lernen. Vielleicht sieht es dann aber doch komisch aus, wenn man mit fast vierzig mit Schwimmflügeln vor den Leuten am Strand rumplanscht.

Wittgenstein hat einmal, kurz bevor ich auf seine Weisung hin nach Cambridge gegangen bin, zu mir gesagt: *Das, was mir fest war, scheint jetzt zu schwimmen & untergehen zu können*. Er hat das natürlich metaphorisch gemeint, er hat sich gefragt, ob seine *Arbeit etwas Rechtes ist* oder nur *allerlei Possen*, und weil er keine Gewissheit in dieser Frage gefunden hat, hat er sich trösten wollen mit dem Satz: *Was Possen sind, entscheidet der liebe Gott*. Aber das hat ihm auch keine Ruhe gegeben. Auf jeden Fall war sein Problem nicht das Schwimmen. Aber vielleicht könnte ich seinen Satz so umdrehen, dass ich aus ihm die Hoffnung ziehen könnte, dass das, was fest war in mir und deshalb untergeht, jetzt schwimmen zu können scheint.

Gott, bin ich müde! Gott bin ich, müde. Aber ich werde schwimmen lernen, noch heute fang ich damit an. Vorher muss ich mich aber stärken und noch ein bisschen liegen bleiben. Am besten bleibe ich noch ein Stündchen hier am Strand liegen und schaue dabei nicht mehr aufs Meer. Ich werde dem Meer den Rücken zudrehen, sobald ich mich das nächste Mal bewegen kann.

Eine Welle nach der anderen. Nie zwei auf einmal. Wie gut doch alles eingerichtet ist! Ich sollte mir eine Liste machen, solange ich hier bin: 1. September: Sonntag; 2. September: Montag; 3. Sep-

tember: Dienstag... und so weiter, dann werde ich später wissen, was an jedem Tag war.

Auf der Busfahrt von Heraklion hierher träumte ich, wie ich hier ankommen würde: Ich stieg aus dem Bus, ließ meinen Koffer stehen und rannte an den Strand, der sich wie ein längliches Handtuch vor mir ausrollte und an seinen Säumen durch menschenhohe Thujahecken begrenzt war. Das Meer war nicht zu sehen. Ich lief bis zum Ende des Strands, wahrscheinlich lag das Meer direkt hinter der Thujahecke, aber am Ende des Strands war nur hinten links ein kleiner Durchgang in der Hecke, durch den man in die nächste von Thujahecken umsäumte Strandparzelle gelangte, und immer so weiter. Ich lief von einem Strandgartenstück in das nächste, immer glaubte ich, ganz hinten links das blaue Meer leuchten zu sehen, aber es war nur der Himmel über der Hecke, das Meer blieb verschwunden. Der Sand war blitzsauber, die Eingeborenen saßen und lagen auf Liegestühlen in den Thujaanlagen, sie winkten mir freundlich zu, als ich mit hängender Zunge an ihnen vorbeihetzte, die Beine schwer vom durch den Sand Rennen, und wenn ich sie nach dem Meer fragte, schüttelten sie stolz den Kopf und erklärten mir, dass jetzt alles in Ordnung sei und sie den Strand so schön verlängert hätten – endlich auch, wie im Norden, unendliche weiße Sandstrände.

Als ich aufwachte, fuhr der Bus ein letztes Mal aufwärts um eine steile Kurve herum, und tief unten sah ich das blaue, blaue Meer. Ab jetzt kurvten wir nach unten, immer näher auf das Meer zu. Und dann stieg ich aus dem Bus und rannte ans Meer, bis es vor mir lag und laut lachte, und da lachte ich auch. Optimisten haben keine Ahnung, wie viele positive Erfahrungen man machen kann.

Vielleicht könnte ich mir in *Christina's Supermarket* ein Postfach einrichten lassen, falls man mir aus Trinity College meine

Post hinterherschicken lassen will. Aber dann könnten sie mir auch eine Vorladung schicken, also sollte ich das mit dem Postfach vielleicht doch lieber lassen. Andererseits kann ich meine Studenten ja auch nicht so einfach im Stich lassen. In vier Wochen ist der Great Court Run, und wer soll sie anfeuern, wenn nicht ich? Sie müssen es schaffen, den Great Court zu umrunden, bevor King Edwards große Turmuhr um zwölf Uhr mittags vierundzwanzigmal geschlagen hat, was 43 Sekunden dauert, und der Hof umfasst immerhin 367 Meter im Karree. Es ist zwar war kein Lord Burghley oder ein anderer zukünftiger Olympiasieger unter meinen Studenten, aber die schlaue Betty Bliss aus dem ersten Jahr ist mittlerweile so flink geworden, dass sie tatsächlich gute Chancen darauf hat, die erste zu sein, die es seit 1988 wieder schafft, den Kampf gegen die Schläge der Uhr zu gewinnen.

Meine Uhr schlägt praktisch gar nicht mehr, seit ich hier bin. An der Batterie liegt es nicht, die Uhr hat einfach klein beigegeben. Endlich schlägt nichts mehr. Fast hätte ich jetzt einschlafen können, aber vom Ende des Strands kommt wieder mal großes Gebrüll. Ein paar Jungs treiben eine riesige Schildkröte im Wasser vor sich her, sie ziehen sie an den Beinen und hauen ihr auf den Panzer. Ich kann mir das nicht ansehen, und deshalb werde ich es jetzt endlich schaffen, dem Meer den Rücken zuzudrehen. Zum Glück kommt Elena aus ihrer Taverne gerannt, und mit der krähennden Stimme, die hier alle Frauen über dreißig haben, schießt sie die Jungs zusammen, die Schildkröte flieht, und so ist wieder Ruhe. Ich schaue weiter aufs Meer, und das Meer schwappt Welle für Welle über mich, obwohl es gar nicht an mich herankommt, ich liege ja fest und weich auf meinem Handtuch unter den *salty trees*, aber es schwappt trotzdem in meinem Kopf, und jede Welle hebt mich hoch und zieht mich nach vorn, und wenn das Wasser sich mit einem rieselnden Zischen zurückzieht, werde ich mit einer sanften halben Drehung wieder zurückgeschubst wie ein kleiner

Kieselstein. Man kann durchaus an Land seekrank werden. Das habe ich nicht gewusst, obwohl ich es doch in England immer war. Aber bevor ich hierher, an dieses Ende der Welt gekommen bin, habe ich ja auch nicht gewusst, noch immer nicht gewusst, dass ich nie wieder nach Cambridge zurückkehren kann.

Dabei hatte alles so verheißungsvoll begonnen, ja sagenhafte Verheißungen surrten durch die Luft, als ich an diesem ungewöhnlich heißen vierten Juni vor gut einem Jahr durch das Great Gate von Trinity College spazierte, in meinem grauen Flanellanzug und mit dem braunen Samsonite-Lederkoffer, der das einzige ist, was mir von diesen glirrenden Tagen geblieben ist. Der Rektor, Jonathan Quale Higgins III., stand bereits in tadelloser Haltung vor seiner Wohnung in Great Court, um mich persönlich zu begrüßen. Sein schwarzes Haar war streng zur Seite gescheitelt, und unter seinem Schnurrbart hob sich sein linker Mundwinkel zu einem Lächeln, das in makelloser Asymmetrie mit der Hebung seiner rechten Augenbraue übereinstimmte. Er war etwa sechzig Jahre alt, kaum größer als ich, von einer elastischen Beileibtheit, und machte alles in allem den Eindruck eines strengen Teddybären. Er trug eine graue Hose und ein nachtblaues Clubjackett mit einem weißgrundigen ovalen Wappen auf dem Herzen, auf dem ein schwarzer Hahn mit einem roten Kronenkamm von einer gelben Schlange erwürgt wurde. Ich starrte wohl etwas zu lange auf dieses Wappen, so dass er sich diskret räusperte und dann sagte:

»Bevor ich Sie zu Ihrer Wohnung führe, lassen Sie mich Ihnen Newtons Apfelbäumchen zeigen, meine Liebe.«

So standen wir eine Weile vor einem Apfelbaum, und dann brachte er mich zu meinem Raum im Aufgang E, einem spartanischen Kämmerchen, dunkel, feucht und mönchisch, aber mit karmesinrot gestrichenen Wänden, genau so, wie ich es erhofft hatte. Higgins sagte, dass er mich in einer Stunde zum Essen am

High Table in der Hall erwarte, um mich den anderen Fellows vorzustellen, und ließ mich allein.

Ich setzte mich auf das angenehm harte und schmale Bett und atmete laut auf, weil ich sicher war, dass Master Higgins keinen Verdacht geschöpft hatte. Heute weiß ich, dass er mich sofort durchschaut hatte. Er war aber ein solcher Fuchs, dass er sich nichts hat anmerken lassen. Nachdem ich eine Weile auf meinen Koffer gestarrt hatte, den der Sohn des Pförtners auf den Schreibtischstuhl gestellt hatte, trat ich ans Fenster und blickte in den Hof. Seine unsymmetrische Anlage, die unterschiedlich hohen Gebäude und die überladene und doch karge, gezierte Klobigkeit der Tudor-Architektur, die ich nicht verstand, machten mich etwas beklommen, vor allem der riesige Brunnen in der nicht mittigen Mitte des herrlichen Rasens, ein Ungetüm mit einem Säulenbaldachin und einer Bogendecke darüber, die wie der durchlöcherter Deckel einer riesigen Zuckerdose aussah, bereiteten mir Unbehagen, denn unter solchen Baldachinen ruht bekanntlich nicht nur liebes Wasser, sondern unter Umständen auch die ein oder andere schimmelige kleine Leiche. In einer bayrischen Barockkirche weiß man wenigstens genau, wo die Leichen liegen, die Stellen sind direkt darüber in den Deckenmalereien mit genauen Zeichen markiert, Zeichen, die man nur zu lesen verstehen muss. Und so habe ich oft unter den Kirchendecken gestanden und gedacht: *Wer das lesen könnte!* Aber hier weiß man nicht, wo das Wasser fließt und wo die Leiche liegt. Die Christen haben immer behauptet, vom Mittelalter bis heute, die Juden hätten die Christenkinder umgebracht und mit den Leichen ihrer Opfer auch noch die Brunnen vergiftet. Im Schutz dieser Lüge konnten die Christen in aller Ruhe morden und ihre Leichen im Keller und im Brunnen vergraben. Vorerst war ich diesem Brunnen also nicht gewachsen, schüttelte mich bei seinem Anblick und wandte mich ab. Unvorstellbar, dass Lord Byron in diesem Brunnen hat baden können.